

(Nachdruck verboten.)

Das Verbrechen des Arztes.

29) Roman von J. S. Rosny.

Autorisierte Uebersetzung von M. v. Berthof.

Guy setzte das Gespräch noch eine Weile fort. Aus Instinkt wie aus Ueberlegung richtete er es so ein, um bei den Mitteilungen seiner Frau gegenüber den Wünschen des Vaters in den Vordergrund stellen zu können. Wenn Madeleine auch unendlich vertrauensvoll war, so begriff er doch, daß wenn ein Zweifel über sein Vorgehen aufkommen konnte, sie die erste gewesen wäre, ihn zu empfinden. So trug er auch Sorge, nachdem er seine Projekte mit Dufrene durchgesprochen hatte, auf die Frage der Heirat noch einmal zurückzukommen.

Auf dem Heimwege fühlte er sich beinahe ruhig. Die Gefahr, die bei seinem Fortgehen so nah und dringend erschienen hatte, verschwand wie jene Silberwolken, die der Wind vom Horizont vertreibt.

Er atmete aus voller Brust; er sah fortwährend herausfordernd nach dem Schloß der Donzagues hinüber. Ihm war es, als verteidigte er sein Gut gegen einen Fremden. Durch eine sonderbare Verkettung der Instinkte, machte er sich über Marguerite unbeschreibliche Rechte an; ja, der Raub, den er begangen hatte, erschien ihm noch wie ein Band mehr, das sie verknüpfte.

Die Idee, daß ein anderer den Schaden an ihr wieder gut machen könnte, erfüllte ihn mit Zorn. Aber als er den Fluß überquerten hatte, als er die Stelle betrat, an der damals das junge Mädchen ohnmächtig in seinen Armen gelegen hatte, da erlosch alles andre, und ein wahrer Liebestaumel erfaßte ihn. Er hätte das Gras küssen mögen, auf das er sie gebettet und wieder ins Leben zurückgerufen hatte. Da gab es keinen Reichtum, keinen Ruhm, keine Familie mehr, die Erde schien nur mehr das Reich dieses geschmeidigen jungen Mädchens!

„Er wird sie nicht kriegen! Er wird sie nicht kriegen!“ grockte er vor sich hin.

Seine ganz Unruhe kam wieder. Ein wilder Haß flutete ihm durch die Adern. Er wünschte dringend, Donzagues wäre tot. Bei den Gedanken, daß dieser junge Mann sie eines Tages besitzen könnte, daß er sie in seinen Armen halten, ihr Haar küssen, die feinen, beweglichen Wimpern, den roten Mund küssen, daß sie ihm ganz gehören könnte, vollzog sich ein völliger Umsturz in den Gefühlen Herbelines. Der Gedanke an den Besitz durch einen andren erweckte zum erstenmal sein sinnliches Vergehren.

10.

Das Ende der Woche verlief verhältnismäßig ruhig. Guy war wieder zu sich gekommen, oder glaubte es wenigstens. Er merkte wohl, daß seine Liebe zu Marguerite noch im Zunehmen begriffen war, aber er glaubte sicher, nie dem Sinnesrausch zu unterliegen. Er hatte seiner Frau und seiner Schwiegermutter von den Wünschen Dufrenes gesprochen und sie mit sehr allgemein gehaltenen Erklärungen begleitet, die aber seine Unterredung mit Marguerite ganz im Dunkeln ließen und übrigens nicht den entferntesten Verdacht erweckten. Man war übereingekommen, Donzagues zu sagen, er möge vorläufig auf seiner Zusage bestehen.

Im täglichen Leben sahen sich nichts geändert zu haben. Guy arbeitete wie gewöhnlich und besuchte unentgeltlich einige Kranke. Er hatte mitgeteilt, daß er in der Lage sei, seine Ferien um vierzehn Tage zu verlängern. Marguerite kam jeden Morgen. Er fuhr fort, ihr nützliche Winke für die Uebersetzung des Werkes von Sommer zu geben, und prüfte die gemachte Arbeit. Aber je näher der für Donzagues festgesetzte Zeitpunkt herankam, um so nervöser wurde der Doktor. Die Eifersucht und die Unruhe sammelten sich Tropfen und Tropfen wie die Wasser einer dürstig rieselnden Quelle. In der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag schlief er gar nicht und erhob sich fiebernd. Das Wetter trug noch zu seiner Aufregung bei. Seit dem Morgen schon war die Luft drückend, Wirbelwinde erhoben sich drohend und setzten wieder aus, und aus dem von Schwülen Lüften durchzogenen Westen brauste geflügelt der Sturm heran. Nach einigen Ull- und Donner- schlägen sahen er wie eine zögernde Armee am Horizont inne-

zuhalten. Aber bald ermannte er sich wieder und holte zu einem entscheidenden Schläge aus.

Als Donzagues sich im Schloß einfand, war der ganze Horizont in ein finstres, drohendes Wolkenmeer verwandelt.

„Grüßt der alte Zeus mein Gesicht oder bedroht er es?“ fragte lächelnd der Seemann. Er küßte Madame Montcaux die Hand und fragte:

„Wissen Sie es vielleicht, gnädige Frau?“

„Nein, wahrlich, ich weiß es nicht...“ entgegnete sie. „Uebrigens, ob Zeus nun drohen oder grüßen mag, Sie wissen, das blinde Gesicht ist mächtiger als er. Aber das Schicksal selbst hat noch nicht gesprochen!“

„Das habe ich auch nicht erhofft,“ war seine Antwort. „Der Mann, der seine Klage auf die Schwelle eines unbekanntes Landes gepflanzt, glaubt noch damit nicht, es oberst zu haben, er versucht nur, die Rivalen beiseite zu schieben. Wenn mein Antrag nur nicht zurückgewiesen ist, dann — nicht wahr, er ist doch nicht zurückgewiesen?“

„Nein,“ jagte Madeleine, der er einen ängstlichen Blick zugeworfen hatte.

„Dann sind meine Hoffnungen übertroffen!“

„Sie müssen das recht verstehen,“ begann die junge Frau wieder. „Die Sachlage ist etwas kompliziert. Herr Dufrene und seine Tochter wünschen, daß vor dem Monat Oktober die ganze Sache gar nicht zur Sprache kommen soll.“

Das Antlitz des jungen Mannes verdüsterte sich.

„Ist das am Ende nicht doch eine Art von Abweisung?“ fragte er.

„Durchaus nicht,“ fiel Madame Montcaux ein. „Später, wenn die Ferien des jungen Mädchens vorüber sind, soll ein Entschluß gefaßt werden. Aber in der Zwischenzeit, so wünschen es Vater und Tochter, soll keine Frage an sie gestellt werden.“

„Soll damit gesagt sein, daß es mir diese ganze Zeit nicht gestattet sein würde, meine Angelegenheit zu verfechten?“

„Nun, das gerade nicht!“

„Werden wir uns klar. Darf ich also nicht einmal Fräulein Dufrene den Hof machen?“

„Nun denn, das eben sollen Sie nicht.“

Er runzelte die Brauen und dachte einen Augenblick nach. „Das ist aber schrecklich traurig,“ begann er wieder.

„Tantalus durfte wenigstens den Versuch machen, ob er das Wasser und die Früchte würde erreichen können. Doch ich werde auch diese Qual auf mich nehmen, wenn es sein muß. Aber, das nehme ich doch für sicher an, daß man mir eine einzige Unterredung gewähren wird, in der ich meinen Antrag persönlich vorbringen darf?“

Bei diesen Worten fühlte Guy, der als stumme Person dieser Unterhaltung bewohnte, wie sich seine Gesichtsmuskeln zusammenzuckten. Seit Donzagues eingetreten war, prüfte er diesen Rivalen mit der ängstlichsten Genauigkeit. Neidisch suchte er die Vorzüge abzuwägen. Aber es gelang ihm, die Reize des brünetten jungen Mannes im übertriebenen Lichte zu sehen, und nach und nach gelangte er zu der Ueberzeugung, daß es Jean Philibert mit Hilfe der Einsamkeit gelingen müsse, ein unerfahrenes, junges Mädchen zu blenden. Daher erbeute er auch vor Furcht und Eifersucht, als er Madeleine die Worte sagen hörte:

„Das ist selbstverständlich!“

Madame Montcaux machte eine zustimmende Bewegung. Und da Donzagues sich auch Guy zuwendete, so war auch er zu antworten gezwungen:

„Gewiß!“

„Wissen Sie vielleicht, zu welcher Stunde Herr und Fräulein Dufrene geneigt wären, mich zu empfangen?“ fragte der junge Mann.

„In jeder Tagesstunde!“ antwortete Madeleine. „Ich setze voraus, daß es genügt, sie zu benachrichtigen. Sie könnten sie auch hier treffen, wenn Sie das vorziehen. Ich glaube, sie sollen sogar heute nachmittag beide herüberkommen, gegen fünf Uhr, nicht wahr, Mama?“

„Ja, um fünf Uhr. Marguerite wird wahrscheinlich noch etwas früher als ihr Vater hier sein.“

„Wenn Sie also gestatten, dann will ich gegen fünf Uhr wieder kommen,“ sagte Donzagues, indem er sich verabschiedete.

Guy sah ihn in der Pappelallee verschwinden. Seine Seele war voll Bitterkeit. Er dachte daran, daß er ohne diesen hereingeschnittenen Menschen einen köstlichen Sommer verlebt haben würde.

Wie gleich doch die civilisierte Gesellschaft den Tieren im wilden Walde! Welcher Zufall leitet jeden unsrer Schritte. Jedes neue Wesen, das vor uns aufsteht, sollte uns eigentlich eine Art von Schrecken einflößen. Kann man wissen, welchen Einfluß es auf unser Geschick nehmen wird? Kann man wissen, ob nicht von ihm die Handlung ausgehen wird, die uns zum Unglück verdammt? Es hätte genügt, wenn Jean Philibert Donzagues seinen Urlaub nur einige Kilometer entfernt von Nulnettes zugebracht hätte, damit das Glück von Guy Herbelinc nicht in Frage gestellt werde.

„Und ist er denn allein?“ fragte sich der Arzt. „Nicht es nicht noch viel mehr der unbekannte Strolch, gegen den ich Marguerite beschützen mußte?“ Er hielt sich nicht lange bei diesen Gedanken auf. Sein überreizter Geist war nicht zum Philosophieren geeignet. Im Grunde erregte ihn nur ein einziger Gedanke: die jetzt unvermeidliche Begegnung zwischen Donzagues und dem jungen Mädchen. Was würde er nicht gethan haben, um sie zu verhindern!

„Was thut's übrigens? Bloße Worte werden nichts an Marguerites Entschluß ändern!“

Aber er glaubte nicht daran. Für die Leidenschaft giebt es weder Zeit noch Raum. Vielleicht liegt darin eine Art Logik. Wenn sie alle Hindernisse in unserm Ich niederzuschlägt, wenn sie in einem Augenblick alles, was uns sonst unübersteigbar erschienen, hinwegsetzt, ist es da erstaunlich, daß sie die Welt nach ihrem Ebenbild gestalten möchte? Die Eifersucht, die den Rivalen ins Unermeßliche steuert, der schwächlichsten Niederlage zeigt, ist nur eine Form der Ueberreibungen der Heftigkeiten, der außerordentlichen Schwächen, die dadurch plötzlich in uns entstehen.

Guy konnte gar nicht anders, als Marguerite durch ein Wort, ein Lächeln, ja durch den bloßen Anblick von Donzagues gewonnen sehen. Und das Gewitter, das von den fernen Hügeln wieder heranzog, trug nur dazu bei, sein Angstgefühl zu erhöhen.

„Wenn ich ihr nur begegnen könnte!“ dachte er.

Denn er fürchtete jetzt, zu Dufrene zu gehen. Er übertrieb bei sich selbst den Verdacht, den seine Besuche erwecken konnten. Jedenfalls würde das vor Donzagues' Unterredung sehr verdächtig ausgesehen haben. Was thun? Am den Fluß herumstreichen und die Brücke überwachen, über die sie unbedingt kommen mußte? Und wenn sie nicht allein war? Dufrene, immer sehr ängstlich und unsicher, ließ sie nur manchmal, insofern der Bemerkungen der Damen, von dem Dienstmädchen begleiten, wenn er es nicht selbst thun konnte. Und heute nachmittag, wo das Gewitter drohte, war es fast als sicher anzunehmen, daß er sie nicht allein gehen lassen würde. Aber was that das — er mußte den Versuch machen, sie zu treffen. Und im übrigen wurde es Guy unmöglich, im Schlosse zu bleiben; seine fiebernden Pulse jagten ihn hinaus.

„Dieses Wetter geht mir auf die Nerven,“ sagte er.

„Ich muß mir etwas Bewegung machen.“

„Aber so geh' doch, mein Schatz,“ sagte zärtlich Madeleine.

Kaum daß er das liebevolle Lächeln dieser amüthigen Gefährtin, die er einst wahrhaft zu lieber glaubte, bemerkte. Und doch hatte er leichte Bedenken:

„Es ist unmöglich, daß ich sie betrüge,“ suchte er sich zu beruhigen.

Im Freien atmete er mit vollen Lungen die Luft, die von Augenblick zu Augenblick leichter wurde. Es war, als ob die Bäume lange Seufzer ausstießen, denen eindrucksvolles Schweigen folgte. Gefallene Blätter erhoben sich, wirbelten in der Luft gleich kleinen, roten und gelblichen Vögeln, dann fielen sie wieder zu Boden. Die Insekten flogen summend kreuz und quer, die Unruhe der Vögel war allgemein.

Zu dieser mit Electricität geladenen Luft, in der die unbeweglichen Dinge Leben zu bekommen schienen, hatte Guy die Empfindung, als sei dieser Tag für ihn ebenso bedrohlich wie schicksalschwer.

Um dieselbe Stunde ging auch Marguerite dem Fluß zu. Sie befand sich seit mehreren Tagen in einer Aufregung, die sich immer mehr und mehr steigerte.

Dieses junge Mädchen, das für die tiefe Leidenschaft geschaffen war, war um so unwissender, als es fast ganz ohne Altersgenossinnen gelebt und nie ein Buch gelesen hatte, in dem die Liebe eine Rolle spielte. Durch einen jener seltenen Zufälle war sie selbst in der Pension nur mit zwei ganz jungen Mädchen befreundet gewesen, die ebensowenig vom Leben

wußten wie sie selbst. Ueberdies ist es wohl allgemein bekannt, daß wirklich leidenschaftlichen Gemüthern erotische Unterhaltungen nicht angenehm sind, weil sie ihnen die Illusionen rauben.

Marguerite blieb am Ufer des Flusses, den sie liebte, stehen. Wie ging sie an einem fließenden Wasser vorbei, ohne sich erheitert und erfrischt zu fühlen. Die Wellen rauschten ihr das Willkommen entgegen, sie hörte sie lachen und trillern oder sich in langem Gepländer verlieren. Sie sah in ihnen die Grazie schöner Tänzerinnen, sie beneidete das Schilf und das Gras, die die Wellen mit reizenden Sprüngen flüchtig liebkosten. Dann erriet sie, daß sie alle Geheimnisse der lebenden Welt in sich trugen. Wir treten an sie heran und entdecken in ihnen alle unsre bedeutungsvollsten Bewegungen. Sie pulsieren wie die Herzen, fließen wie das Blut, funkeln wie die Augen. Und wie in uns selbst, wiederholen sich in ihnen alle Dinge. Ihre Spiegelungen sind für sie das, was für uns unsre Empfindungen, unsre Eindrücke und Gedanken sind.

Sie war stehen geblieben: Sie sah, wie die Wellen einander folgten. Aber dieses Schauspiel hatte aufgehört, ein fröhliches zu sein. Es machte eigentlich einen fast tragischen Eindruck. Das war, weil das Gewitter von den Hügeln näher kam. Der Fluß zeigte einen fahlen Glanz und große schieferartige Fleden. Die Blätter der Weiden und Pappeln sträubten sich und ließen klagend und aufstöhnend ihre silberschimmernden Seiten sehen. Kein Sperling ließ sich mehr hören. Nur die Schwalben flogen immer tiefer und tiefer in rasender Unruhe.

Marguerite senkte. Sie fühlte sich eigentlich verwandelt.

Für Mädchen, die nicht darauf vorbereitet sind, wird die Liebe, wenn sie über sie kommt, zu einem phantastischen Ereignis. Die inneren Bewegungen, die einander nun folgen, haben keinen Zusammenhang mehr mit ihrer Vergangenheit! Sie finden sich darin nicht zurecht, so wenig, wie einem Norweger eine tropische Landschaft je an die Fjorde, die Tannenwälder oder die Ebenen seiner Heimat erinnern kann.

Sie wußte zwar, daß es die Liebe sei, die sie erfüllte, und doch war sie dessen nicht ganz sicher. Guy Herbelinc hatte stets in ihrem Leben die erste Rolle gespielt. Sie dachte manchmal, daß sich außer der Befangenheit, die sie nun empfand, nichts geändert habe. Und dann hatte sie keine Ahnung von der Art der Gefahr, die ihr drohte. Und doch fürchtete sie sie. Es ist eine Thatsache, daß selbst für die unwissendsten Mädchen die ersten Eindrücke der Liebe von dem gleichzeitigen Gefühl der Schuld und der Furcht begleitet sind. Welche von ihnen, besonders wenn sie einen höher entwickelten Charakter hat, findet sich nicht schon ein wenig gesunken, durch die bloße Thatsache allein, daß sie liebt? Vor dem immer dunkler werdenden Fluß fühlte sich Marguerite schwach und besleat, aber um so tiefer bewegt. Sie atmete die Luft, die zu leicht geworden war, diese Luft, die man „schwer“ zu nennen pflegt, weil sie unsre Muskeln lähmt. Der gesteigerte Duft, den die Pflanzen ausströmten, regte sie noch heftiger auf.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Musikleben.

Es war bereits einigemal die Rede von der jetzigen Schweizer Musiker-Generation. Als ihr angesehenster Name, als der führende Musiker der Schweiz gilt Hr. Hegar (geb. 1841), der weitberühmte, vorwiegend konservative Männergesangs-Komponist, der die vollstimmlichen Uebersetzungen Raegelis pflegt. Der lang vor ihm, von Gottfr. Angerer geleiteter Sängerverein „Harmonie“ aus Zürich hat den Schweizer Ruhm auch ins Ausland getragen, wie es in anderer Weise die Sängerin Fr. Bedekind thut. Neben Hegar wirkt als beliebter Chor-Komponist H. Attenhofer (geb. 1837). Als Klavier- und auch wieder Chor-Komponist erscheint Gust. Weber (1845—1887), als Organist usw. D. Warblan (geb. 1860), als Komponist von Suiten u. a. P. Maurice (geb. 1868), als alleinstimmiger Musiker Hans Huber (geb. 1852). Durch Opern, Sinfonien usw., denen besonders ein lyrisch-poetischer Zug nachgerühmt wird, hat sich Emil Jacques-Daleroze (geb. 1865) in ehrenvoller Weise bekannt gemacht. Waadtländischer Abkunft, ist er doch auf seinem Lebenswege durch deutsche Kultur hindurchgegangen. Mit dem Komponistentum verbindet er nicht nur eine Konservatoriums-Professur in Genf, sondern auch eine lebhafteste Thätigkeit als Schriftsteller und Vortragender über Musik und Musikkritik. Ein besondere Seite seines Wirkens ist nun der Versuch, die Musik in den Dienst der pädagogischen Behandlung der Kinder zu stellen. So hat er zahlreiche Kinderlieder geschrieben, die von den Kleinen und zum Teil auch von Erößeren munter und mit Tanzbewegungen auf-

geführt werden. In den letzten Tagen gab es hier zwei solcher Konzerte. Eine kleine Prosjüre in schlechter Uebersetzung pries den Komponisten als den „Mozart der Kinder“, nannte den Umgang „mit diesen freien, ungezwungenen, natürlichen Melodien“ „eine Erholung für die durch harmonische Ausschweifungen ermüdeten Dilettanten“ (1) und erzählte manches von seinen Erfolgen und von sonstigen Verknüpfungen der Musik und der Erziehung. Dielieder sind teils „Tanz- und Spiellieder“, wie z. B. von einem Schächsen, das die Seinigen wiederfindet, teils „plastische Turn- und Bewegungsstücke“, wie z. B. ein Gesang von der Puppe; auch ein „Viederpiel um Maifest“ kam als Fragment an die Reihe („Le jeu du Fer-Mu“, erschienen bei W. Sandoz in Neuchâtel — ein jedenfalls künstlerisch anmutiges Werkchen). Im ganzen muß man vor der guten Gesinnung des Komponisten, der keineswegs etwa ein Dilettant ist, und vor seiner Geschicklichkeit, die Musik in den Dienst einer guten Sache zu stellen, große Achtung haben; und die Verbreitung dieser netten Dingerchen über die Kinderstuben und Spielplätze hin mag manche Freude bereiten. Im so ausdrücklicher jedoch müssen wir an das obige uns entgegengebrachte Wort von den Dilettanten erinnern. Für diese, nicht für die Kunst, ist hier gearbeitet. So lange man mit dem Gedanken an diese vor der Ausführung sitzt, kann einem das gutgemeinte Herumhüpfen usw. nachgerade zur Qual werden. Eine Vorführung durch Ballettleben würde weit günstiger wirken, und die Teilnahme älterer, auch nimmisch gebildeter Sängerrinnen ist noch der beste Lichtblick. Ob für die Bemühung, mit der Komposition beim Allereinfachsten zu bleiben, nicht doch noch ein musikalisches Mehr aufgeboren werden könnte, muß dahingestellt bleiben: ansprechend sind die Sachen jedenfalls. Sehr köstlich der Uebersetzungstext der vom Komponisten selber stammenden Poësie, der die Gliederung und Accentuierung häufig verlegt; so wenn z. B. zu singen ist: „Eine so feine Puppe hat —“, oder „in dem kleinen Bettchen“. Ob es nicht zweckmäßig wäre, in Centralasien oder Centralafrika ein eignes Reich der Dilettanten zu gründen, auf daß sich dorthin alles das zusammenziehen könnte, was bei uns nur zerstreute Plätze findet?

Vorläufig klüchten wir uns mit besonderen Hoffnungen zu den Stellen, an denen wir fühlen, daß wir uns in der Mitte des eigentlich berufsmäßigen Musiklebens befinden, und daß nicht bloß Zügendrosen, sondern auch Künstlerkorbeeren in Frage stehen. Von dem in voriger Woche an derselben Stelle wie die Kinderlieder: in dem langweilig klassicistischen Theatersaale der Musikhochschule, gegebenen Kompositionskonzert Max Laurischlus hörten wir die zweite Hälfte. Der junge Komponist besitzt anscheinend ein nach Mannigfaltigkeit strebendes Ausdrucksbedürfnis. Dem entspricht jedenfalls gut eine Wiederform, die bisher noch nicht sehr üblich zu sein scheint: Quartette für Sopran Alt, Tenor und Bass, mit Klavierbegleitung. Es ist also nicht der Typus des selbständig abgeschlossenen, des a-capella-Gesanges mehrerer Stimmen, sondern der des Liedes mit Begleitung, das vervierfacht erscheint. Es ist nicht mehr der gewöhnliche mehrstimmige Satz mit seinem entweder rein harmonischen Zusammengehen oder landläufig polyphonen Nacheinandergehen der Stimmen und mit seinem vielbesungenen Repetieren und Imitieren. Es ist eine Verwendung von einem und vier Hilfsmitteln zu möglichst vielfachem musikalischen Ausprechen dessen, was der Text besagt. Alles mit reich moderner Harmonik, mit geringem Eifer in der rhythmischen Gestaltung und mit recht einförmiger Metrik. Unter den Dichtern, welche Laurischlus vertont, ist mehrfach Anna Ritter vertreten, der wir in der musikalisch verwendeten modernen Poësie überhaupt häufig begegnen. Es ist wohl auch die Vorliebe des Komponisten für eine feste metrische Grundlage, daß er uns unter anderem „Walzerkapricen für Violine, Violoncell und Klavier“ vorgeführt hat. Allerdings entfremdet sich das Tanzmäßige darin vom eigentlichen Walzer weit mehr, als dies etwa bei Chopins Konzertwalzern der Fall ist. Es sind wirklich selbständige, in gutem Sinne an Kapricen reiche Phantasien auf Tanzgrund. Wenn wir sie für häusliche Kammermusik empfehlen, so stellen wir sie dadurch natürlich nicht den vorerwähnten Kinderliedern gleich, wolle sie aber andererseits auch nicht zu der Bedeutung der ihnen freilich nur äußerlich ähnlichen „Deutschen Tänze“ von Julius Zellner erheben, die neben ihrer vierhändigen Originalausgabe auch in einer vom Komponisten selber gemachten Uebersetzung für Klavierquintett vorliegen.

Auf den Gipfel des sachmäßigen und spezifisch modernen Könnens im Beruf hat uns ein Konzert geführt, das der Klaviermeister Ferruccio Busoni gab, anscheinend eine Art Abschiedskonzert vor einer Amerika-Konzertreise. Mehrmals haben wir schon angedeutet, daß Busoni durch seine Programmwahl und vielleicht auch durch die Lenkung seiner Schüler eine einseitige Bevorzugung solcher Litteratur betreibt, die dem Solitentum dient (statt daß es umkehrt ist). Auch eine Uebersicht im Anschlag des Fortes ist mindestens nicht unser Geschick. Im übrigen hat uns, was wir von jenem Konzert hörten, aufs lebhafteste interessiert. Es war gerade eines der (ungefähr ein halb Duzend betragenden) Klavierkonzerte von Saint-Saëns, das in F-dur 5, von der Reihe. Das ist kein aus tiefer Not der Aussprache hervorgehobenes hohes Kunstwerk. Allein seine Verschiedenheit von Klavierkonzerten früherer Generationen, denen es mehr um eine Gegenüberstellung von Orchester und Klavier zu thun war, ist aller Aufmerksamkeit wert. Wie wachsen da aus den Orchesterklängen die Klavierklänge und umgekehrt hervor, mit milden, nur fein merkblichen Uebergängen! Und das zu verwirklichen, dafür ist Busoni durch

seinen Reichtum an Stärkegraden und Klangfarben im Anschlag thatsächlich der richtige Meister.

Trotz aller Bemühung, als ein solcher zu wirken, erreicht Frau Berthe Mary Goldschmidt ihre Absicht nur teilweise. Sie hat für eine durch die europäischen Weltstädte gehende Konzertreise ein eignes Notenwerk herausgegeben: die Präludien und Etuden von Chopin, die sie im Konzertsaal sämtlich der Reihe nach (1) spielt. Zu ein Exemplar wird dem Konzertbesucher übergeben. Der zugrundeliegende Gedanke eines lehrhaften Wirkens, zumal auf Musikschüler, ist aller Ehren wert. Nur mühte dazu vor allem die Ausgabe in der eigentlichen Editionsarbeit mehr leisten, als das sie ohne irgend eine Angabe von Grundsätzen usw. ungefähr das Bisherige, also zum Teil etwas Schlechtes, heibehält. Und sodann mühte noch besser, zumal klarer, sogar lehrhafter gespielt werden. Eine allgemeine Chopin-Stimmung, wie sie die weiblichen Spieler eher als die männlichen haben, und manche erfreuliche Bewegtheit im einzelnen in allen Ehren! Im übrigen jedoch genügt ein gewandtes Drüberwegspielen und -rauschen nicht, namentlich dort, wo alles auf das sprechende Herausarbeiten eines Themas ankommt. —

sz.

Kleines feuilleton.

tz. Der Mäusedorn als Zimmerpflanze. Im Winter werden auf den Strahlen der Großstädte jedes Jahr die Zweige gewisser Pflanzen feilgeboten. Neben den gelbblühenden Mimosen und der Mistel nimmt der Mäusedorn oder Muscus (R. aculeatus) den obersten Rang ein. Aus dem tiefen Grün leuchten rote Beeren höchst dekorativ hervor. Die grünen, leberförmigen blattartigen Gebilde sind aber keine wirklichen Blätter. Das sieht man schon daran, daß die Beeren mitten auf diesen Blättern sitzen. Wir haben es hier vielmehr mit Zweigen zu thun, welche die Form von Blättern angenommen haben, so wie dies bei den bekannten Blattfalten der Fall ist. Der Botaniker nennt solche blattartige Zweige Phyllocladien. Beim Mäusedorn sind die wirklichen Blätter nur als ganz kleine Schuppen auf der Mitte der Phyllocladien wahrzunehmen. Hier entwickelt sich auch die Blüten und später die schönen roten Beeren, und am Ende läuft der blattartige Zweig in einen spizen Dorn aus. Diese Pflanze, die nicht nur schön, sondern auch sehr interessant ist, eignet sich, was wohl wenig bekannt sein dürfte, ganz vorzüglich zur Zimmerpflanze. Ihre roten Beeren enthalten einen bis zwei Samenkerne. Diese legt man in die Erde eines Blumentopfes und stellt letzteren am Fenster auf. Nach einigen Monaten, während welcher aber die Erde nie austrocknen darf, laufen die Samen auf. Das Wachstum ist nicht allzu rasch, wie denn der Mäusedorn auch im Freien einen nur 30 bis 60 Centimeter hohen Zwergstrauch bildet. Als Zimmerpflanze ist er außerordentlich unempfindlich, fast so unempfindlich, aber weit schöner wie die allbekannte Lipidifra mit ihren großen langen, monotonen Blättern. Er behält in der trocknen, warmen Stubenluft sein schönes frischgrünes Aussehen viele Jahre lang.

Eigentlich ist es zu verwundern, daß der Mäusedorn die Zimmerkultur überhaupt verträgt. Denn seine Heimat beginnt direkt südlich von Deutschland, auf der Südseite der Alpen. In der Südschweiz, in Südtirol und Ungarn ist er bereits heimisch, allerdings auch im ganzen Mittelmeergebiet. Sein Vorkommen in Belgien und England ließe weiterhin darauf schließen, daß er feuchteres Klima liebt. Allein der Strauch leidet in der trockenen Zimmerluft durchaus nicht. Auffallend ist besonders, daß ihn auch die Winterwärme in unseren Zimmern nicht zu Grunde richtet. Gewächse aus den Ländern, in denen er heimisch ist, müssen bei uns während der kalten Jahreszeit in einem kühlen Raume untergebracht werden. Die Wärme würde sie zu frühzeitigem Treiben veranlassen und der Lichtmangel würde sie alsdann töten. Der Mäusedorn erträgt aber solche naturwidrigen Verhältnisse der Zimmerkultur, er erträgt es auch, wenn einmal das Fenster, an dem er steht, geöffnet wird und ein kalter Luftzug hineinkommt. Selbst einen Wasserguß zur Unzeit nimmt er ruhig hin. So ist denn dieser kleine interessante Strauch eine recht dankbare Zimmerpflanze. Uebrigens wird der Mäusedorn auch in Anlagen, z. B. an künstlichen Felsen und Grotten als Freilandstrauch verwendet. Milde Winter erträgt er ja bei uns, er ist weit abgehärteter als Lorbeer, Myrthe, Oleander und andre Mittelmeergehölzer. Aber man thut doch gut, ihn im Winter für jeden Fall sorgfältig zu bedecken. Das ist auch nicht schwierig, weil der Strauch, zumal bei uns, sehr niedrig bleibt. Bestigt man einmal ein Exemplar, so kann man dieses sehr leicht durch Teilung vermehren. Besonders auf gutem Boden breitet sich der Wurzelstock weit hin aus. Er kriecht unter der Erde hin und kann in sehr viele Stücke zerschnitten werden, welche alle wieder zu neuen Pflanzen aufwachsen. Wird der Mäusedorn sich selbst überlassen, wie dies in seiner Heimat der Fall ist, so breitet er sich nach allen Richtungen aus und überzieht den Boden als ein niederes, sehr dorniges Gestrüpp. —

k. Ueber abergläubische Gebräuche der Juden Palästinas hielt Mich Goodrich-Freer einen Vortrag vor der „Jolk Lore Society“ in London. Während ihres Aufenthalts in Palästina hatte sie reichlich Gelegenheit, die Einheimischen genau zu beobachten. Die Juden, so führte sie aus, haben verschiedene Methoden, den bösen Mächten auszuweichen. Ein Mann, der das Unglück hatte, nicht weniger als sechs Frauen hintereinander zu verlieren, verfiel auf einen sinnreichen

Plan, um dem Todesengel zu entgehen. Als er zum siebentenmal heiraten wollte, kaufte er eine Kuh, mit der er die Hochzeitseremonie durchmachte. Der Vertrag wurde in der richtigen Form aufgesetzt und der Ring dem Tier auf das Horn gesteckt. Darauf heiratete er sofort die wirkliche Braut, während das unglückliche Tier getödet und das Fleisch unter die Armen verteilt wurde. Das Paar lebte nachher auch stets glücklich. Wenn der Würgeengel das Leben eines Juden nimmt, so glaubt man, daß er sein Schwert in dem Wasser von sechs Häusern wäscht; daher muß bei einem Todesfall jeder Tropfen Wasser in je drei Wohnhäuser rechts und links fortgegossen werden. Das ist eine sehr ernste Sache in einem Lande, wo jeder Liter Wasser seinen bestimmten Geldwert hat. Als im vorigen Jahr Wassermangel Krankheit und Tod im Gefolge hatte, nahm der Brauch die Bedeutung einer wichtigen socialen Frage an. Die abgesechnittenen Nägel müssen in den Spalten der Wände verborgen oder verbrannt werden; manchmal geben die Jüdinnen ihre abgesechnittenen Nägel oder Haare ihrem Mann in einem Pudding zu essen, damit seine Liebe wächst. Die Nägel müssen auch zu Anfang der Woche abgesehritten werden, damit sie nicht am Sabbat zu wachsen anfangen. Während ist der Brauch, einem verstorbenen Kinde ein Ende Wolle mit den Wägen seiner liebsten Spielgefährten mit in den Sarg zu geben. Dadurch soll vermieden werden, daß das Kind sich einsam fühlt und in die Versuchung gerät, sie zu rufen, damit sie ihm in das Jenseits folgen. Bis auf den heutigen Tag verlassen sich die palästinsischen Juden sehr auf die Gegenwart der „Sand der Nacht“, damit sie vor dem gefährlichen bösen Blick bewahrt bleiben. Dieses Amulett wird von Männern, Frauen und Kindern getragen und schmückt außerdem die Vorderseite fast jedes jüdischen Hauses. Manchmal erscheint es nur, als ob die Hand eines Menschen in blaue Farbe getaucht und auf den Oberballen aufgedrückt worden wäre, während es manchmal auch sehr groß und deutlich sichtbar ist. Die Frauen und Mädchen schmücken sich ausnahmslos mit Arm- und Halsbändern, die ganz aus Händen bestehen; dies ist auch die Lieblingsform des jüdischen Trauringes. Wenn möglich ist die Farbe immer blau. Die Pferde, Kamele und Esel tragen auch blaue Halsbänder, manchmal in Form von Perlensträngen, manchmal auch kunstvoll gestrickte Perlenbänder oder wenigstens einen großen blauen Bircal, der vom Hals herabhängt. Die Kinder tragen auf den Hüften Amulette aus einem Stückchen Maun, das in blaues Tuch eingewebt ist. Die Bedeutung des Blau erstreckt sich so weit, daß selbst, wenn einige Körbe in dem christlichen Dorfe Kamallah geflochten werden sollten, einige blaue Perlen sorgfältig eingefügt würden. Ein ziemlich „gewichtiger“ Aberglauben der jüdischen Hausfrau in Yemen besteht in dem Tragen eines Halsbandes, das ihr den friedlichen Besitz aller ihrer gewöhnlichen Habe sichert. Das Halsband ist eine Sammlung seltsamer Pierrate in Form zweier kleiner Frösche, eines an jedem Ende, zweier kleiner Schuhe, eines Stammes (gewöhnlich aus Holz), eines Kaffeeöfens, eines Schlosses, eines Hundes, einer Taube, einer Körnerkeule zum Kaffen, eines Hammers, einer Art, eines Säbels, eines Schlüssels, einer Schere, eines Hammers für Zeltstöße, einer Spitzhade zum Ausrodern von Baumwurzeln, eines Kamels, einer Pistole, einer Henne und einer Kaffeeanne. Amulette werden auch bei Augenkrankheiten getragen, und zwar grüne bei schweren Fällen und braune bei vorübergehenden Entzündungen. Kinderamulette bestehen aus Maun in einem zierlichen Nektar aus Perlen; sie werden in gleicher Weise von den Moslems, Christen und Juden Jerusalems getragen.

Bergbau.

— Alter Bergbau nordamerikanischer Indianer. Alte Bergbaue, das schätzbare Kupfer zu gewinnen, fand schon im Jahre 1847 der deutsche Ingenieur S. D. Knapp am Oberen See. Er entdeckte bis 9 Meter tiefe Schächte und die alten darin zurückgelassenen Werkzeuge der Indianer. 1863 hat dann Whittlesley weitere Bergbaue am Oberen See beschrieben („Smithsonian Contributions“), so daß es heute nichts Auffallendes mehr hat, wenn von indianischem Bergbau die Rede ist. Holmes veröffentlicht dazu jetzt („American Anthropologie“) ein weiteres Beispiel aus einem Bergwerke von Leslie in Missouri. Dort wird heute Eisenerz abgebaut, und dabei sieht man auf zahlreiche gewundene und niedrige Gänge alter einheimischer Bauten, die hier und da sich so erweiterten, daß ein Mann darin aufrecht stehen konnte. Dazu fand man gegen 1000 Stück roher Steinwerkzeuge, die nach ihrer Form ganz den europäischen paläolithischen Hämstlingen gleichen. Die Gruben enthielten nur Eisenerz, das heute gewonnen wird. Nun fragt sich, haben die alten Indianer hier wirklich auf Eisen gebaut, auf Eisen, das ihnen doch erst durch die Europäer bekannt geworden ist? Die Frage löst sich anders. Ueberall rings um das Bergwerk, wo das Eisenerz lagert und sich zerstreut, erscheint der Boden mit einer schön leuchtenden roten Farbe überzogen; die Bergarbeiter sind vom Kopf bis zum Fuß rot, jedes Gerät ist rot gefärbt. Dieses schöne Roth war es, welches die Indianer zum Bergbau veranlaßte; hier gewannen sie ein ihnen unentbehrlich erscheinendes Verschönerungsmittel, und unwillkürlich fallen uns dabei die Verse aus Schillers Kabovessischer Totenklage ein:

Farben auch, den Leib zu malen,
 Gebt ihm in die Hand,
 Daß er rötlich möge strahlen
 In der Seelen Land. —

(„Globeus“.)

Technisches.

— Gefäße aus Quarzglas. Um derartige Gläser zu gewinnen, wird, nach dem „Physik.-Chemisch. Centralblatt“, zunächst reiner Bergkristall erhitzt und dann noch heiß in Wasser getaucht, wodurch er zersplittert. Die auf diese Weise gewonnenen Splitter werden bei sehr hoher Hitze in Gefäßen, die aus einer gegen Hitze sehr beständigen Platin-Iridiumverschmelzung bestehen, zusammengeschmolzen und zu kleinen Kugeln aufgeblasen. Diese werden zusammengefügt und im Sialkgasgebläse zu Geräten verarbeitet. Die letzteren ertragen, ohne zu springen, sehr starke Erhitzungen wie plötzliche Abkühlungen. Sie werden von Lösungen aller Art nicht angegriffen, nur muß man sich hüten, das Quarzglas bei Hitze mit Phosphorsäure zusammenzubringen, da es sich sonst mit dieser verbindet und schmilzt. Der geschmolzene Quarz beginnt bei 1500 Grad zu erweichen, bei 2000 Grad kann er geblasen werden, bei 2300 bis 2400 Grad hingegen verdampft er bereits. Die aus ihm hergestellten Gefäße sind zwar teuer, jedoch wird eine ganze Anzahl von wissenschaftlichen Untersuchungen nur durch ihre Verwendung überhaupt möglich. Auch Thermometer für sehr hohe Hitze sind aus Quarzglas hergestellt worden. Es sind dies sogenannte Gasthermometer, bei denen die Hitzegrade durch die Ausdehnung von Gasen, die in die Gasfäule eingeschlossen sind, angezeigt werden. Bemerkenswert ist es, daß Quarzgläser eine gewisse Durchlässigkeit für Gase zeigen, die allerdings sehr gering ist, geringer noch als die des metallischen Platins. Auch die sogenannten ultravioletten Strahlen durchdringen die Wandungen von Quarzgefäßen gut und sind nach ihrem Durchgange in der das Quarzgefäß umgebenden Luft leicht nachzuweisen.

Humoristisches.

— Mutterstolz. „Gott, was haben wir für einen feinen, modernen Sohn!... Sieh' mal, Moriz, wie entzückend er heute wieder decadencelt!“

— Der echte Rörgler. (Vor Besuch der Ausstellung.) „Neugierig bin ich, über was ich mich heut' wieder gisten muß!“

— Unnötige Sorge. „Aber Frauchen, Deine Mitgift ist ja bedeutend höher als ich sie vor der Hochzeit nach Deinen Andeutungen schätzen konnte!“

— „Ja weißt Du, Arthur, ich befürchtete, Du könntest Dich aus Partgefühl zurückziehen!“

(„Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Philipp Langmanns Schauspiel „Herzmarie“ wird noch in diesem Winter im Schauspielhause in Scene gehen.

— Im Wiener Karl-Theater fand eine Operette von Ludwig Scharf „Der Namelud“, Text von Jolai und Buchbinder, nur wenig Beifall.

— Der Forschungsreisende Sven Hedin hat von der französischen Akademie der Wissenschaften den Eschikatschew-Preis (3000 Fr.) erhalten.

— Der Osiris-Preis (100 000 Frank) ist vom Ausschuss des Syndikats der Pariser Presse in der Weise verteilt worden, daß M. Curie zur Fortsetzung ihrer Radium-Forschungen 60 000 Frank und der Ingenieur Brantly für seine Arbeiten auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie 40 000 Frank erhält. Brantly ist der Erfinder des Ritters.

t. Die Naturgeschichte des Polarfuchses. Der Eisfuchs oder Polarfuchs (Vulpes lagopus), dessen Fell zu den meistgeschätzten Pelzen gehört, hat im Sommer ein blaues Kleid, im Winter ein weißes. Dieser Wechsel der Tracht vollzieht sich überall, wo das Tier vorkommt, nur in Island soll, nach der Versicherung vieler naturwissenschaftlicher Schriftsteller, der Eisfuchs auch im Winter seinen blauen Pelz behalten. Diese Behauptung beruht nun, wie in der „Nature“ nachgewiesen wird, auf einem Irrtum; auch der isländische Fuchs wird im Winter weiß. Nur eine Minderheit von Exemplaren verändert die blaue Farbe nicht; wie es aber als Ausnahme auch in anderen Gebieten der Fall ist. Vor 1 1/2 Jahrhunderten glaubten deshalb die Naturforscher, daß es auf Island zwei Fuchsarten gäbe, eine weiße und eine blaue, und die Eingeborenen Islands haben diese Ansicht noch jetzt festgehalten. Man kann sie nur dadurch erklären, daß manche Füchse ihr Winterkleid im Sommer nicht ablegen, wie andre umgekehrt den sommerlichen Pelz auch im Winter anbehalten.

e. Die versteigerte Mumie. In den Londoner Auktionskassen werden den Käufern die merkwürdigsten Dinge angeboten, und sie finden immer ihre Liebhaber. So hat man dort kürzlich die Mumie einer ägyptischen Sängerin aus der Zeit der Pharaonen versteigert. Eine Hieroglyphen-Inscription, die fast verwischt war, verblüdete, daß sie die erste Sängerin im Ammons-Tempel gewesen war. Die ehemalige Primadonna ist für 128 Mark verkauft worden.